

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 4 (1948)

Artikel: Das Füllenopfer im Bündner Oberland
Autor: Gadola, Gugliem
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS FÜLLENOPFER IM BÜNDNER OBERLAND

Von Guglielm Gadola

Für den Volkskundler ist es nicht immer leicht, die Quellen zu seinen Studien in Fluß zu bringen. Was einmal schwarz auf weiß floß, kann man immer wieder zum Fließen und Beschauen wecken. Viel schwieriger gestaltet sich jedoch die Entdeckung und Scheidung der *mündlichen* Quellen, da diese meistens erst nach einem langen unterirdischen Gang zur Oberfläche gelangen und schon mehr oder weniger verschlammt sind. Gelingt es einem aber, am rechten Orte zu graben und am richtigen Zipfel zu fassen, so hat man sie ganz, und mag der Weg zurück noch so weit sein! Da erschließt sich dann dem Glücklichen die Tatsache, daß da, wo die Wahrheit liegt, sich viele Wahrheiten treffen.

Es gibt gute und weniger gute Gewährsleute. Für den Volkskundler sind wohl jene die besten, welche in eine patriarchalische Familie hineingeboren wurden, dort Kindheit und Jugend und einen Teil des reiferen Alters verlebten, jene alten Leute nämlich, die immer im Vaterhause lebten und nie außerhalb der Gemeindemarken verkehrten. Nur da fließt die Überlieferung frisch und klar wie ein Bergbach.

Der Verfasser dieser Studie hatte mehrmals das Glück, an solche Quellen zu geraten. Er lauschte mit Freude dem leisen und unauffälligen Strömen dieser geheimnisvollen Überlieferungen und schöpfte daraus, so viel er nur konnte, wohl wissend, daß solche Quellen mit dem Tode eines Greises oder einer Greisin plötzlich und für immer versiegen können.

So ist es mir möglich geworden, hier im «Bündner Jahrbuch» etwas vom vermutlich ältesten Volksbrauch des Oberländer Volkes zu erzählen. Die Romontschen der Surselva nannten diesen Brauch «*il far giu pulein, in usit de mesacureisma*». Es handelt sich demnach um

einen Brauch, der um die sogenannte Zeit des Mittefastens abgehalten wurde. Meines Wissens stand dieser Brauch vor ungefähr 200 Jahren noch in Blüte. Daß ich davon erzählen kann, verdanke ich einem rüstigen Greis von 89 Jahren, der 1929 starb und mir noch andere Mitteilungen machte, die ich heute zu den kostbarsten Schätzen unserer reichen Tradition rechne.

Und nun zur Erzählung des Brauches. Wer hat schon etwas vom «*far giu il pulein*» gehört? Es ist gar nicht leicht, den Sinn dieser Worte ganz sachlich wiederzugeben. Am besten wird es wohl sein, wenn ich diese uralte Bezeichnung in die Worte fasse: *Das Schlacht- oder Brandopfer des jungen Füllens*. Ich will nun versuchen, auf Grund der Aussagen meines sehr zuverlässigen Gewährsmannes dieses höchst merkwürdige *Tieropfer* zu rekonstruieren.

Zur Zeit, als der Großvater meines Erzählers die Großmutter nahm, soll dieser Brauch oder, besser gesagt, dieses Opfer des jungen Füllens zum letztenmal geübt worden sein. Nach meiner Ausrechnung muß das in den siebziger oder achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts geschehen sein; denn der gedächtnisfrische Greis, der es mir weitergab, wurde schon 1840 geboren, er, *der Enkel* jener Glücklichen, die in ihrem 20. Lebensjahr dieses unvergeßliche Jugendfest miterlebte.

Dieser schöne Brauch «*da mesacureisma*» fand jeweils an einem Sonntagabend des Vorfrühlings statt, wenn die spärlichen Talglichter durch die Butzenscheiben unserer heimeligen Bauernhäuser gespensterhaft blinzelten. Nachdem der Rosenkranz von der ganzen Dorfjugend in der Kirche gebetet und das Aveglöcklein verklungen war, sah man überall die jungen Burschen (*mats e ménders*) aus den Häusern treten. Ohne Lärm und Geschwätz versammelten sie sich auf dem Dorfplatz, «*cadruvi*» genannt. Alle waren bewaffnet — aber nur keine Angst, ihre Waffen bestanden weder aus Vorderladern noch aus Morgensternen, sondern aus Musikinstrumenten: aus auffallend kurzen Mundorgeln, aus sehr hohen Trommeln und aus seltsamen, heute nicht mehr aufzufindenden, tragbaren Handklavieren oder «*clavaziuns de maun*», wie die Romontschen diese merkwürdigen Musikinstrumente nannten. «*Allura sunavan ei si treis.*» Dann wurden drei Tanzstücke aufgespielt. Kein Wunder! Diese lieblichen, einladenden Melodien lockten die Dorfschönen aus den Häusern wie der Rauch die Bienen aus dem Korb. Wohl zappelten schon Beine und jungfrische Gelenke; getanzt durfte jedoch nicht werden, da diese seltsame Melodie, die einem uralten Hymnus ähnelte, das Zeichen zum Aufbruch war.

Bei näherem Betrachten gewahrte man bald, wie das junge Volk sich schön geschmückt und geziert hatte. «Las mattauns», das heißt die jungen Mädchen, trugen den festlichen weißen Kranz auf dem Kopf (= il tschupî), die Burschen den Strauß (= il matg), bestehend aus drei Nelken und einem Reis (= fadetgna). Singend, jauchzend und spielend begab sich nun das Jungvolk vor den Stall des glücklichen Besitzers der sogenannten «cavalla» (= der Stute); denn damals war das Sprichwort noch in Kraft, das wir heute kaum mehr verstehen: «*Quel ch' ha la cavalla, ha er' il pulein*» (Wer die Stute hat, hat auch das Füllen!)¹ An diesem Abend war jedoch nicht die Stute die Hauptsache, sondern, wie das Sprichwort es betont: *das Füllen!*

Kaum hat sich die Jugend im Halbrund aufgestellt, öffnet sich geheimnisvoll die Stalltüre — und heraus tritt das festlich geschmückte Füllen, geführt vom finster dreinschauenden «cutsch» (Abdecker). Doch nicht er ist heute die Zielscheibe der fröhlichen Compagnia, sondern das allerliebste, wohlgestriegelte Füllen, welches glänzt und glitzert wie ein Goldstück und zudem noch mit Kränzen aus Nelken und Immergrün über und über geschmückt ist. Wie erschallen nun von seiten der ganzen Korona die jauchzenden «vivas» und kräftigen «halòs» durch das stille Dörflein hoch oben am Hang!

Geführt vom Abdecker, marschiert jetzt unter Spiel und Gesang das unschuldige Opfer an der Spitze der lustigen Jungmannschaft den steilen Pfad hinab an das Ufer des rauschenden Jungrheins. — In Sedrun, wo mir der Greis den Brauch erzählte, ging die Jugend zum Drunbach hinunter.

Dort gruppiert sich die ganze Gesellschaft von Mädchen und Burschen um einen gewaltigen Stein, der die Umrisse eines natürlichen Opfertisches aufweist. Diesem nähert sich, aus dem Kreise der Jugend tretend, der Cutsch mit dem Füllen, während die Jünglinge und Jungfrauen um die beiden einen Halbkreis bilden. Diese einer vorgeschriebenen Liturgie ähnliche Zeremonie geschieht in einer geradezu sakrosankten Ruhe.

Dann löst sich der «capitani de mats», der Hauptmann der Jungmannschaft, vom Halbkreis los und tritt ernst und feierlich still zum Abdecker. Dort angekommen, faßt er das Opfertier sowie den Opfern den ins Auge und spricht in gebetähnlicher Rezitation folgende Verse

¹ Zu jener Zeit blühte noch die Pferdezucht in vielen Gemeinden des Oberlandes, was übrigens auch Flurnamen, wie «plaun de cavals», «pastira de cavals», «plaun ded asens» usw., bezeugen. Am längsten haben die Obersaxer Pferdezucht getrieben.

und Reime, die schon den Anwesenden vor zweihundert Jahren kaum ganz verständlich sein mochten:

«Lélla, lélla
Tubalélla,
Tubalacca,
Sanistracca.
Mira bein!
Tucc' il pulein!
Giongiolet,
O cul stilet!»²

Nun folgt das plötzliche Aufblitzen eines Dolches, ein leichtes Stöhnen, und schon fließt das rotdampfende Blut des jungen Füllens in ein bereitgestelltes Gefäß. Beim leisen Röcheln des getroffenen unschuldigen Opfers senken alle Anwesenden ihre Blicke. Die Mädchen scheinen ganz besonders stark von dem grausamen Akt beeindruckt zu sein. Vor Schauer und Mitleid beginnen sie still zu weinen, und damit man die Tränen nicht sehe, schließen sie die Augen und decken sie mit beiden Händen zu. Aber die Tränen heben die Lider empor und rinnen ihnen über die Wangen, durch die Finger in die Ärmel.

Das arme Füllen stürzt auf die Knie, verdreht furchtbar die Augen — und stirbt . . .³

Erst allmählich kommt Leben in die Reihen der Dorfjugend. Die Hälfte des warmen Füllenblutes wird vom Cutsch über den Stein oder, genauer gesagt, über den Opfertisch ausgegossen. Das andere wird sorgfältig aufbewahrt, soll es ja als wirksames Zaubermittel Verwendung finden!

Und nun? Was geschieht? Die Mädchen — und zwar nur die *jun- gen* unter ihnen — dürfen zum Opferstein herantreten. Auch diese Zeremonie, die wesentlich zur ganzen Opferhandlung gehört, geht ohne jegliches Gerede vor sich. Ganz nahe an das Opfertier herangekommen, darf ein jedes mittels einer kleinen Schale (= butschidetta) einige Tropfen des noch warmen Blutes aus dem Gefäße schöpfen, glaubt doch jede ehrbare Jungfrau, daß sie, wenn sie dieses Blut, mit Wein vermischt, ihrem Burschen reiche, in kurzer Zeit glückliche Braut sein werde . . .

² Die ersten vier Zeilen sind heute ganz unverständlich; die letzten vier besagen: «Ziele gut! Triff das Füllen! Giongiolet, heraus mit dem Stilet!»

³ Mein Gewährsmann sagte ausdrücklich «stirbt» und nicht «verendet»!

Der Cutsch setzt seine Arbeit fort und zieht in kürzester Zeit die Haut des Füllens ab. Ist dies getan, schlägt er den Kopf und die Füße des Opfertieres ab, weidet das Innere des Füllens aus und schmeißt alles zusammen in den Rhein. Erst jetzt darf die feierliche Stille, die während der ganzen Opferhandlung geherrscht, durch Sprechen unterbrochen werden.

Sobald die jungen Mädchen in die Reihe zurückgetreten sind, nähern sich die Burschen dem Opferstein. Der Capitani de mats, der das Recht der Auslosung hat, nimmt diese vor, indem er einen von drei vorgehenden Jungmännern für die nächste Funktion bestimmt. Der Wichtigkeit der Handlung wegen geschieht dies wiederum mit Hilfe einer Rezitation, die noch heute von den romanischen Kindern hergesagt wird, bevor sie das bekannte Spiel des Haschens beginnen:

«Eni, eni dep,
Utlamana schnep,
Utlamana isatana.
Eni, eni, dep.
Quels che pon buc en
Dein star or.»⁴

Der eine der drei, der übrig bleibt, hat nun die Aufgabe, *die Leber* des Füllens herauszuschneiden, sie in kleine Stücke zu zerhacken und diese unter die *älteren* Jungfrauen zu verteilen, unter jene nämlich, deren Blüte schon am Verwelken ist; glauben doch alle Anwesenden, daß eine alte Jungfer noch immer zu einem Mann komme, wenn sie dieses Stücklein Zauberleber, in einem Gebäck versteckt, dem Begehrten darreiche . . .

Nach dieser merkwürdigen Prozedur, die seitens der Burschen mit treffsicheren Witzen gewürzt wurde, befiehlt der Capitani dem Cutsch, das abgehäutete Füllen in gleich große Stücke zu zerschneiden. Auch dieser Befehl wird in rezitativer Form gegeben:

«Eni capeni, che tucc' il té,
Schauanena, occa, occa,
Brocca, recli tut!»⁵

⁴ Die ersten vier Zeilen sind wiederum unverständlich; die fünfte und sechste heißen: «Wer nicht hinein mag, soll draußen bleiben.»

⁵ Die erste Zeile und die Hälfte der zweiten sind heute unverständlich; das «occa, occa» könnte einmal geheißen haben: «tocca, tocca» und würde besagen «Stücke, Stücke», gerecht verteilt in den «broccas» (= kleine hölzerne Gefäße).

Sind die Fleischstücke endlich zerteilt, gleichmäßig bereitet und abgewogen, verordnet der Capitani, daß der Jüngste aus der Compagnia diese an *alle* anwesenden Mädchen verteile. Wer möchte heute die rätselvollen Worte dieser ursprachigen Hersage, mit Ausnahme der letzten Zeile, entziffern?

«Zèschla, pèschla cun pitucchi,
Ludi, tutti, manicutti,
Questa brocca, questa tocca!»⁶

Als letzter, bedeutungsvoller Akt dieses geheimnisreichen Füllenopfers werden *das Herz, die Lunge* und mehrere Handvoll *Fett* auf einen kleinen Scheiterhaufen (= caset!) gelegt, der vor dem Feste auf dem Opferstein errichtet wurde, und angezündet. Und während diese Opfergaben über dem von Blut geröteten Opferstein von den Flammen verzehrt werden, erhebt die ganze Gesellschaft einen Höllenlärm, wie wenn alle Hexen und Hexenmeister des ganzen Landes zum Hexentanz versammelt wären. — Mein Erzähler betonte ausdrücklich, der Lärm müsse so stark und durchdringend sein, daß man ihn in allen Nachbardörfern hören könne; denn dann — und *nur* dann — gäbe es ein gutes Erntejahr!

Sind die Opferflammen erloschen, übergibt der Capitani noch jedem Anwesenden einen Löffel voll des geronnenen Füllenschmers. Damit ist der letzte Akt der geheimnisreichen Opferhandlung beendet.

Im Dunkel der Nacht bilden sich die Paare, und nun geht es heimzu, auf Ab- und Umwegen, ja sogar «*per vias puleinas*», was heute noch bei den Oberländern nichts anderes sagen will, als auf Irr- oder sogar auf Dummpfaden gehen (= unüberlegte, ja mitunter gefährliche Wege).

An diesem Abend oder in dieser Nacht hatte das Mädchen die Ehrenpflicht, seinem Gefährten den sogenannten «*puschegn-pulein*» zu geben, was man etwa mit den Worten *Füllen-Nachtmahl* bezeichnen könnte. Dabei war das junge Mädchen selbstverständlich besorgt, die wenigen zauberhaften Blutstropfen in den Wein seines Kavaliers zu schütten. Auch die «*matta veglia*», die alte Jungfer, wird es nicht verpaßt haben, das bißchen Füllenleber mit dem Kuchenteig zu vermischen!

An diesem zauberreichen Gastmahl durften auch die erwachsenen Hausbewohner teilnehmen sowie Knechte und Hausmägde; nur mußte

⁶ Die erste Zeile wird schwerlich interpretiert werden können; die zweite und dritte sind ebenfalls rätselhaft, könnten sich aber vielleicht auf das Spiel beziehen, welches am Abend zu Hause beim Essen des Füllenfleisches gespielt wird.

die alte Jungfer dafür sorgen, daß das verzauberte «Küchlein» an den rechten Mann komme . . .

Das ausgeronnene Fett oder der Schmer dagegen wurde sorglich aufbewahrt, glaubte man ja heilig und fest, daß «*per giugadira geinonta ei bien unscher en cun grass pulein*» (das heißt: Für schwache Glieder und Gelenke ist es gut, mit Füllenschmer einzureiben). Er wurde aber auch noch gegen andere Krankheiten und Schwächen verwendet, z. B. gegen den «madernatsch» (= Blinddarm), gegen Keuchhusten und sogar, um schwache Hautteile zu stärken!

Daß dieses geheimnis- und zaubervolle Tieropfer des «*far giu pulein*» auch Anlaß bot, des Winters Ende und den frühen oder späteren Anfang des Frühlings vorauszusagen, besagt noch heute das Bauernsprichwort: «*Treis bischas tocca Rein, ha gl' unviern fatg pulein!*» (dreimal Schnee bis zum Rhein [gerechnet von der Vornahme des Füllensopfers an], hat der Winter sein Füllensopfer gebracht!)



Vor fünfzig Jahren, als Dr. Caspar Decurtins die Volksüberlieferung des Bündner Oberlandes im II. Band der Rätoromanischen Chrestomathie herausgab, war sozusagen nur mehr ein Schatten vom «*far giu pulein*» in der Erinnerung unseres Volkes haften geblieben. Dieses letzte, nur mehr flackernde Erinnern an den seltsamsten Volksbrauch der Rätoromanen, der anfangs sicher nichts anderes als ein *Tieropfer* unserer ältesten Bewohner zu Ehren irgendeiner Vegetationsgottheit war, können wir noch anhand einzelner Notizen aus der Rätoromanischen Chrestomathie erhärten. Dort heißt es: «Zu Mittfasten wurde in einigen Gemeinden des Oberlandes — es war vor vielen Jahren — das Fleisch eines jungen Füllens gegessen. Aber die Geistlichkeit ist dagegen aufgetreten, und allmählich ließ man diesen Brauch fallen; denn er stammte aus der Zeit des Heidentums.»⁷

Einen weiteren untrüglichen Beweis für das hohe Alter und die lange Dauer dieses Volksbrauches liefert uns eines der ältesten romanischen Volkslieder. Es ist dies die «*Canzun dils mats de Cuera*». In diesem Liede, das ebenfalls in der Rätoromanischen Chrestomathie aufbewahrt wird, heißt es:

⁷ Vgl. Dr. C. Decurtins, Rätorom. Chrest., Bd. II, S. 687; Nr. 8, Volksgebräuche.

«Suna, suna giegia,
Ils mats de Cuera vegnan!
Els vegnan cun lur bialas,
Fagend parada zun,
La gronda cun platiala,
Las autras cun zenpugn.

.....

*Els van giu Rein
E fan pulein!»⁸*

Und wie sangen die Lungnezer Mädchen noch vor wenigen Jahrzehnten?

«Suna, suna giegia,
Ch' ils mats de Lumbrein vegnan
*Van giu Rein,
E fan pulein.
Allegher las mattauns!»⁹*

In früheren Zeiten werden die Hauptverse wohl so gelautet haben:

«Els van giu Rein
E fan *giu'l* pulein.»

Erst kürzlich erhielt ich aus dem Lungnezertal eine wunderschöne Sage, die mit den Worten beginnt: «Vor vielen, vielen Jahren zu Mittfasten, als das Jungvolk von Tersnaus an die Ufer des Glenner hinunterging ‚per far giu il pulein‘, da erschien der Teufel in höchsteigener Person hoch oben am Waldrand und setzte einen gewaltigen Steinblock in Bewegung, um die Sankt-Katharina-Kapelle zu zerschmettern. Der Stein fiel mit gewaltigem Krachen den steilen Hang herunter . . . Aber siehe da! Dort angekommen, wo die Kapelle stand, machte er plötzlich kehrt und fiel zischend wie eine aufgescheuchte Schlange in den Glenner.»

⁸ Decurtins, Rätorum. Chrest., II. Bd., S. 306, 58. Die Variante dazu mit dem Refrain: «Els van giu Rein e fan pulein» siehe a. a. O., II. Bd., S. 188. Die Strophe heißt in wörtlicher Übersetzung:

«Spiele, spiele die Geige,
Die Burschen von Chur kommen!
Sie kommen mit ihren Schönen
Und tun sich groß,
Die größte mit der Plumpe,
Die anderen mit den Kuhschellen.
Sie gehn zum Rhein hinab
Und schlachten das Füllen.»

⁹ Gadola G., «Glogn» 1947, 21avla annada, S. 118.

Leider erzählt uns die Sage nicht, was weiter mit den Burschen von Tersnaus geschah oder was sie etwa dachten, daß sie gerade beim Füllensopfer auf diese unheimliche Art und Weise überrascht wurden. — Und doch scheint mir, daß diese Sage uns etwas ganz Wichtiges erzählt. Ist in diesen wenigen Sätzen nicht der Kampf zwischen Christentum und Heidentum, zwischen heidnischem und christlichem Opfer dargestellt? Nimmt hier nicht sogar der Teufel Partei für das vorchristliche Opfer?

Den *endgültigen* Todesstoß gab aber weder die Geistlichkeit dem armen, unschuldigen Füllen, noch konnte der Teufel — trotz seiner Parteinahme — es am Leben erhalten!

Diese Tat besorgte der Bär! Fürwahr, es war der Bär und niemand anders, der das letzte Füllen auffraß! Das kam so:

Seit 1750 bis etwa 1820 war der Braunbär der größte Feind des Bündner Oberlandes.¹⁰ Um von dieser Belästigung befreit zu werden, verordneten die Gemeindebehörden, daß die Fastnachtsanlässe und andere Belustigungen der Jugend, besonders jene aus heidnischer Zeit, aufzuhören hätten, da der Bär eine sichtbare Strafe Gottes sei!

Auf die merkwürdige Begründung dieses Verbotes macht Pater Placidus a Spescha Ende des 18. Jahrhunderts die spitzige Glosse: «Dies war aber ein dummes, liebloses und grausames Benehmen. Der Bär ist nicht ins Tal gekommen, weil die Jugend lustig war; er wird auch nicht aus dem Lande gehen, weil jetzt die Jugend traurig ist. Entweder sind die Ankunft und das schädliche Dasein des Bären eine Strafe Gottes, oder es ist ein natürlicher Zufall. Ist's das erste, so hätten alle Klassen der Einwohner den Bußsack anlegen sollen, um die Strafe abzuwenden; ist's aber das zweite, so war das Gebot zwecklos. Gesittete Länder und Völker verbieten die gleichgültigen Lustbarkeiten der Jugend nie; sie suchen selbe nur zu mäßigen und sind klüger und frömmere als wir.»¹¹

Nachdem ich den schon längst vergessenen Volksbrauch des «far giu pulein» in den wesentlichen Punkten meinem Gewährsmann nach erzählt habe, sei anhand der einschlägigen Fachliteratur noch angedeutet, worum es sich hierbei eigentlich handelt, woher und aus welcher Zeit dieser Brauch etwa stammen möchte.

Daß es hier um ein altes Tieropfer geht, das aus vorchristlicher Zeit stammt, ist jedem klar geworden. Zur Zeit der Ägypter, der Juden des Alten Testaments, der Griechen, der Römer, der Etrusker und Kelten waren Tieropfer allgemein. Millionen der wertvollsten Tiere mußten

¹⁰ Gadola G., «Glogn» 1929, Calendari, Ils davos uors en Surselva.

¹¹ Pieth, Hager, Carnot, Pater Placidus a Spescha, S. 249/250.

ihr Leben hergeben; gerade die besten, ja mit Vorliebe die *jüngsten* Tiere mußten es sein. Aus dem Altertum erfahren wir Tatsachen, die haargenau zu unserem Füllenopfer passen: «Fröhlich und lächelnd,¹² mit Kränzen und Hochzeitskleidern geschmückt,¹³ beim Schall der Trompeten und Flöten¹⁴ schreiten sie (die Opfer und Opfernden!) in den Tod.»

Überall tötete man statt des Menschen das, was am meisten kostete oder einem am liebsten war. Außer den gewöhnlichen Haustieren, denen man, um ihren Wert zu steigern, häufig noch die Hörner vergoldete, opferten sehr viele Völker das *edelste* der Tiere, das *Roß*. (Dazu gehören scheinbar bei den alten Rättern «il pulein e la cavalla», Füllen und Stute!) Bei den alten Germanen waren das Pferdeopfer *und die damit verbundene Opfermahlzeit* so sehr mit dem Götzendienst verwachsen, daß der Kampf der Glaubensboten gegen das Heidentum sehr häufig als ein Krieg gegen das Essen von Pferdefleisch erscheint.¹⁵

Warum aber gerade blutige Opfer? Darauf antworten uns die heidnischen Philosophen. Livius sagt: «Im Blut ist nach allgemeiner Überzeugung der Sitz des Lebens.»¹⁶ Andere, z. B. Kritias, gingen so weit, das Blut für die Seele selber anzusehen.¹⁷

Indem man das Blut beim Opfer vergoß, wollte man *ein Leben hingeben*, um die Befleckung abzuwaschen oder um *neues Leben* von der Gottheit zu erbitten. Kein anderes Mittel, glaubte man, sei hinreichend, um die Reinigung zu vollbringen, als die Vernichtung des Lebens. Die *Tieropfer* waren Ersatz für das Leben des Menschen. Die Erinnerung schwebte besonders beim *blutigen* Tieropfer dem Opfernden lebendig vor, wie die Worte Ovids zeigen:

«Herz für Herz und Fleisch statt Fleisch, nur leider ein Leben
Bringen wir dar, das an Wert unserem wenig entspricht.»¹⁸

Und wie schön und genau passen die Worte Mose (V. B. 15. Kap. 21. V.) auf unser Füllenopfer: «Du sollst dem Herrn, deinem Gott, nichts opfern, was nicht *fehlerlos* ist.» Noch heute braucht der Oberländer das

¹² Wuttke, Geschichte des Heidentums I, 273.

¹³ Wuttke, a. a. O. I, 272; II, 355.

¹⁴ Plutarch, Superstit., 13.

¹⁵ Waitz, Anthropologie der Naturvölker III, 207.

¹⁶ Alb. M. Weiß, Apologie des Christentums II, 294 (1908).

¹⁷ Aristoteles, Anima, 1, 2, 19.

¹⁸ Ovid, Fast. 6, 161. Zitiert bei: Alb. M. Weiß, a. a. O. II, S. 298. Die deutsche Übersetzung stammt ebenfalls von Alb. M. Weiß.

sprichwörtliche Bild: «Schubers e bials sc' in pulein» (sauber und fehlerlos wie ein Füllen!).¹⁹

Sogar die Opferhandlungen des «far giu pulein» weisen noch manche Parallelen mit ähnlichen Tieropfern aus dem Altertum auf. So wissen wir z. B., daß die Ägypter *dem Opfertier den Kopf abschnitten*, daß sie diesen mit Verwünschungen und Fluch beluden, den sie allenfalls zu befürchten hatten, und dann *ins Wasser warfen*.²⁰

Viele Autoren des Altertums berichten uns von der Feierlichkeit und von der sakrosankten Stille bei der Vornahme der eigentlichen Handlung des Opfers, sowohl bei der Schlachtung des Tieres wie beim folgenden Brandopfer. Es muß — wie mein Gewährsmann auch betonte — eine herzerreißende Empfindung gewesen sein, wenn der sündige Opfernde selbst dem Tier die Kehle durchschnitt, das Tier aber an seiner Stelle stand. So vollzog er die Opfertat im Symbol an sich selber.²¹

Die Tatsache, daß das «far giu pulein» im Vorfrühling und am fließenden Wasser (Rhein, Drun, Glenner) vorgenommen wurde, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß unser Füllen ein Opfer an Vegetations- oder Naturgottheiten war. Und gerade von diesen sagt Jakob Burkhardt in seiner Kulturgeschichte Griechenlands, «daß sie meistens mit Bedeutungen und Beziehungen beladen sind, deren üppiges Rankenwerk den eigentlichen Ursprung völlig überspinnen kann».²²

Da wir bei Griechen und Römern eher selten von eigentlichen Pferdeopfern hören, haben wir es hier sehr wahrscheinlich mit einem germanischen Kultus zu tun, der aber dennoch von etruskischen Elementen

¹⁹ Daß das Opfer unschuldig und ohne Makel sein mußte, können wir auch aus dem romanischen Kinderreim entnehmen. Siehe Rätorum. Chrest. II, 192 (121—122 v.):

«Martin, Martin flutget la caura!
La caura ha dau in beschel,
Martin ha tratg il tegien;
La caura ha fatg tshun bucs,
Martin ha strunglau tuts;
El ha rut giu il tgiern
Et ei ius egl uffiern!»

²⁰ Herodot, 2, 39, 2. Plutarch, Isis et Osiris, 31.

²¹ Vgl. hier folgende Autoren: Thalsofer, Das Opfer des Alten und Neuen Bundes, 53 ff.; Stöckl, Das Opfer, 248; Herzog, Realenzyklopädie XI (2), 40 f. Erst später übernahmen die Leviten das Schlachten: Schenkel, Bibel-Lex. IV, 364. — Damit ist vielleicht erklärt, warum der Abdecker, eine sonst bei den Oberländern verachtete Person, das Schlachten des Füllens vornahm und nicht der Capitani.

²² Jakob Burkhardt, Kulturgeschichte Griechenlands (gekürzte Ausgabe, Bernina-Verlag AG., Olten), S. 272 ff.

ten durchsetzt sein könnte. Wissen wir ja, daß die Leber als Orakelgegenstand, aus Babylonien stammend, bei den Etruskern nachgewiesen ist.²³

In jenem Gedicht, in dem Horaz erzählt, wie er durch die ganze Welt gezogen sei, macht er seine Zeitgenossen auf einen spanischen Volksstamm aufmerksam, den er so fröhlich angetroffen habe beim Blutopfer eines Pferdes:

«Laetus equino sanguine Concanus» usw.²⁴

Für die griechisch-römische Welt hat Malten sein Wissen über den Pferdekultus dahin formuliert, «daß das Roß als Inkarnation des Dämonischen ursprünglicher ist als der anthropomorph gestaltete Gott neben dem Pferde».²⁵

Die Erscheinung eines weißen Füllens wird nach einer keltischen Sage in der Unterwelt zu einer schönen Jungfrau . . .²⁶

Das altindische Ritual zeigt neben dem Zug des Pferdeopfers zum Zweck glücklichen Gelingens eines Feldzuges auch die prophetische Deutung des Wieherns. «In dem Hause, wo ein Pferd wiehert, wird eine Braut sein.»²⁷ Auch im norwegischen Volksglauben gilt das Pferd als glückverheißend.²⁸

In der germanischen bzw. indogermanischen Welt ist das Pferdeopfer sehr häufig bezeugt. Grimm bezeichnet Pferde als das häufigste Opfer der älteren germanischen Zeit. Sie galten vor allem Wodan, im Norden Odin. Pferdeopfer sind auch bei anderen Völkern, wenn auch nicht so häufig, belegt. Bei den Griechen war der Schimmel ein Opfer an die chthonischen Gottheiten. — Strabo erzählt, daß die Veneter dem Diomed ein weißes Pferd opferten. Auch das römische Oktoberroß ist als Pferdeopfer zu deuten.²⁹

Der Wikingerkönig Heidrek opferte am Julabend vor den Götterbildern in der Halle Pferde, deren Blut man in Kessel laufen ließ; mit diesem Blute besprengte man das versammelte Volk, die Götterbilder, Altäre und Tempelwände. Eine besondere Art des Opfern ist es, ein

²³ Mitgeteilt von Prof. Dr. Peter Wiesmann, Chur.

²⁴ Horaz, Carmina III, 4, 34.

²⁵ Hs. Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens VI, 1604.

²⁶ Hs. Bächtold-Stäubli, a. a. O. VI, 1604.

²⁷ Hs. Bächtold-Stäubli, a. a. O. VI, 1619.

²⁸ Hs. Bächtold-Stäubli, a. a. O. VI, 1622.

²⁹ Hs. Bächtold-Stäubli, a. a. O. VI, 1671/72.

Pferd in den Fluß oder in den See zu stürzen und zu versenken (Pilatussee, Lechfall, Rheinfall). — Die Opfer waren mit Opferschmäusen verbunden. Durch das Verzehren des Opfers wurde man der Wesenheit des Opfers teilhaftig, zudem war es unschicklich, dem Gott eine Speise zu bieten, die der Opfernde verschmäh hätte.³⁰

Somit erklärt es sich, daß die rätoromanischen Burschen bzw. ihr Vertreter, der Cutsch, Kopf, Eingeweide und Beine in den Fluß warf und daß noch heute bei uns eine Redensart lautet: «Esser ferms e bials sc' in cavagl giuven» (schön und stark sein wie ein junges Pferd). Die Tatsache, daß Pferde Flußgottheiten geopfert wurden, läßt wohl den Schluß zu, daß auch das Füllenopfer am Rhein und am Glenner einer ähnlichen Gottheit dargebracht wurde.

In der Volksmedizin der Germanen spielt das Pferd eine ähnliche Rolle wie bei den Rätoromanen, mit dem Unterschied zwar, daß einzelne Kuren radikaler sind. Einige Beispiele sollen dies zeigen:

Wenn ein Mann keine Lust hat, so soll er vom Saft aus frischem Pferdemit sieben oder acht Tropfen in Brantwein einnehmen.³¹

In der Novelle «Dietegen» erzählt Gottfried Keller von einem Zaubertrank, welcher von Küngold in der Schlafkammer der Stiefmutter Violande aufgestöbert wird, ein Mittel, um die jungen Burschen anzuziehen und vernarrt zu machen: «Violande hatte ihr einst im geheimen ein kleines Fläschchen gezeigt und anvertraut, das sei ein Philtrum oder Liebestrank, «Gang mir nach» genannt; wer es von der Hand einer Weibsperson zu trinken bekomme, der sei derselbigen ohne Gnade verfallen und müsse ihr nachgehen. Es sei in dem Fläschlein zwar nicht das starke und gefährliche Gift Hippomanes, aus dem Stirngewächs eines erstgeborenen Füllens gebraut, sondern . . .»³²

Pferdeblut, und zwar das Blut eines weißen Hengstes, heilt eine kranke Königstochter, und die heilige Hildegart empfiehlt ein Bad in Pferdeblut als Mittel gegen Aussatz.³³

Pferdefett befördert den Haarwuchs und gibt, eingerieben, einen jugendlichen Glanz. Kammfett befördert die Menses, heilt Geschwüre.³⁴

³⁰ Hs. Bächtold-Stäubli, a. a. O. VI, 1671/72.

³¹ Hs. Bächtold-Stäubli, a. a. O. VI, 1643.

³² Dietegen in «Die Leute von Seldwyla» von Gottfried Keller. Ausgabe Inselverlag zu Leipzig, S. 451. — Eine so genaue Angabe dieses Zaubermittels wird schwerlich nur Phantasie sein!

³³ Hs. Bächtold-Stäubli, a. a. O. VI, 1646.

³⁴ Hs. Bächtold-Stäubli, a. a. O. VI, 1644.

Pferdeschmalz mit anderen Stoffen ergibt eine Salbe gegen geschwollene Füße und Waden.³⁵

In Flandern wird Pferdefleisch gegen Sehnen- oder Nervenverdrehung und gegen Magenschmerzen gebraucht.³⁶

Pferdeleber und Pferdegalle spielen bei den Germanen eine untergeordnete,³⁷ bei den Rätoromanen dagegen, wie wir gesehen haben, eine animierende, zauberische Rolle.

Hier sei ergänzend erwähnt, daß in Tessenberg, zwischen Bern und Basel, noch 1647 ein ähnlicher Brauch von der Bauernjugend ausgeführt wurde. Es handelte sich zwar nicht um ein Füllenopfer, sondern um ein Stieropfer. Man opferte den Stier auf ähnliche Art und Weise, damit es ein gutes Erntejahr gebe. Unter anderem kam es dabei vor, daß Burschen und Mädchen über das fließende Blut des erstochenen Stieres hüpfen und tanzten. Dieser Brauch war zwar von der Obrigkeit schon lange verboten. Darum wurde die Jugend von Tessenberg im Jahre 1647 streng bestraft. Seither hört man nichts mehr von einem solchen Brauch im Bernerland.³⁸

Von nicht geringer Wichtigkeit wäre es, zu wissen — mein Gewährsmann hätte dies vielleicht gewußt —, *wer das Füllen zahlte*. (Schade, daß man nie alles ausfragt, ja daß man an vieles gar nicht denkt!)

Auch der Abdecker (cutsch), der bei den Oberländern nicht die bestgesehene Person war, hatte, wie es mir scheint, manche Opferhandlung zu verrichten, die ursprünglich zu den eigentlichen Funktionen des Opfernden gehörte. Warum wurden diese nicht gesamthaft vom Capitani ausgeführt? War doch auch er eine Hauptperson bei der ganzen Handlung! Dies mag wohl daher kommen, daß der Abdecker zu diesen praktischen und beruflichen Arbeiten befähigter war, und wohl auch aus dem Grund, daß man am Ende des 18. Jahrhunderts sich schon lange nicht mehr bewußt war, eine heidnische Opferhandlung zu begehen. Eigentlich war es ja schon mehr als ein Jahrtausend kein Opfer mehr.



³⁵ Ebenda.

³⁶ Hs. Bächtold-Stäubli, a. a. O. VI, 1645.

³⁷ Hs. Bächtold-Stäubli, a. a. O. VI, 1646.

³⁸ Mitgeteilt von einem Diskussionsredner, Historiker und Volkskundler bei Anlaß meines Vortrages über das Füllenopfer (11. Dezember 1946) in der Sektion Bern der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde.



Alois Carigiet: Die Holzfahrer

Damit habe ich versucht, einige der interessantesten Funktionen des alten Füllenopfers annähernd zu erklären und in Zusammenhang mit den Pferdeopfern anderer Völker zu bringen.

Und doch wird es uns niemals gelingen, alle Rätsel des Füllenopfers zu lösen. Denken wir z. B. nur an die zum größten Teil unverständlichen Befehlsreime des Capitani, der sehr wahrscheinlich, nach der Annahme des Christentums, den heidnischen Priester markierte! Wer kann heute in diese Geheimnisse eindringen? Wird man diese auch niemals restlos erklären können, so sind sie trotz allem deutliche Beweise für die Erstarrung eines uralten Glaubens. Huizinga, der bekannte Kulturhistoriker, weist in seinem Werk «Homo ludens» nach, daß alle großen Kultur- und Religionswerte der vergangenen Jahrtausende ihre Zuflucht im Kinderreim, Kinderspiel und Kinderlied gefunden haben, eine Ansicht übrigens, die schon Dr. Caspar Decurtins vor fünfzig Jahren geäußert hat!³⁹

Ein klarer und untrüglicher Beweis für die Richtigkeit dieser These ist nicht nur unser uraltes «far giu pulein», sondern auch die weitere Tatsache, daß unsere berühmte «Dertgira nauscha», die seit hundert Jahren von unseren Compagnias de mats nicht mehr gespielt wird, im Jahre 1885 in ganz primitiver Form von den *Schulkindern* von Sedrun zum allerletztenmal gegeben wurde.⁴⁰

Und nun eine letzte Frage: Wieso war es möglich, daß ein so ausgeprägtes heidnisches Opfer und Brauchtum, wie das «far giu pulein» es war — in seinen äußeren Zeremonien wenigstens —, noch vor gut hundertfünfzig Jahren im Bündner Oberland praktiziert werden konnte? Auf diese Frage gibt uns der gelehrte Bischof von Chur, Dr. Christianus Caminada, eine klare und erschöpfende Antwort. Ich zitiere aus seiner tiefgründigen Studie «Zeitseelsorge und Brauchtum»:

«Die wichtigste Frage der Seelsorge war in der apostolischen Zeit: Wie finde ich offene, vertrauende Herzen und Ohren für meine Botschaft? Paulus griff in Athen in jene Fragen hinein, welche den dortigen Sophisten auf der Seele brannten, und Petrus suchte durch die Treue zu den Ritualgesetzen das Volk zu gewinnen. Das erste Konzil zu Jerusalem mußte den richtigen Weg festlegen. Immer zeigte es sich in der Missionsgeschichte des Christentums, daß eine große Anpassung an die Eigenarten, an tief eingewurzelte Bräuche, uralte Kultusformen und Kulturerscheinungen nötig waren, um Erfolg zu haben. Wie soll

³⁹ Decurtins, Rätorum. Chrest., II. Bd., S. VI.

⁴⁰ Eine Kopie dieses interessanten Textes befindet sich im Besitze des Verfassers.

Bonifazius vor der Donareiche auftreten? Wie sollen Kolumban und Gallus am Ufer des Zürchersees die Götzen der umliegenden Hügel durch Stätten des wahren Christengottes ersetzen? Wie darf Gallus an der Steinach und Kolumban in einem anders gearteten Volk der Gegend von Bobbio arbeiten? Kann man ein Volk gewinnen, indem man seine Feste zerstört, seine sakralen Umzüge verbietet, die leckeren Götzenfestmähler verlacht, Sonne, Wasserflut, Feuer und Quelle, die größten Wohltäter der Naturmenschen, mißachtete? Ein direkter Kampf gegen dieses Volkstum weckt nur den entschiedenen Widerstand.»

Und nun ein klassisches Beispiel für dieses kluge Vorgehen:

«Gregor der Große (Papst von 590—604) hatte den Propst Augustinus des Andreasklosters mit mehreren Mönchen nach Britannien geschickt, um die Angelsachsen zu bekehren. Er sandte ihnen mit einem Boten seine strengen Anordnungen bezüglich Zerstörung der Götzentempel und aller Zeichen des Heidentums dorthin; aber kaum war dieser fort, so wurde der Papst bei näherer Überlegung derart beunruhigt, daß er einen zweiten Boten mit einem Brief nachschickte, der noch heute als Idealbeispiel zeit- und ortsbedingter Seelsorge zitiert wird. Er schreibt dem Abt Mellitius: Saget dem Augustin, daß ich nach langem Nachdenken über die Sache der Angeln beschlossen habe, ihre Götzentempel *nicht* zerstört zu werden, nur die darin aufgestellten Götzenbilder sollen vernichtet werden. Die Tempel sollen mit Weihwasser besprengt werden, dann soll man Altäre errichten und Reliquien hineinlegen. Denn wenn jene Tempel gut gebaut sind, ist es wohl angebracht, daß sie, statt für den Kult der Dämonen, für den Dienst des wahren Gottes verwendet werden. Wenn das Volk nämlich sieht, daß seine Tempelstätten nicht zerstört werden, so wird es um so leichter den Irrtum aus seinem Herzen entfernen und in der Erkenntnis und Anbetung des wahren Gottes sich an den Orten vertraut versammeln, wo es bisher zusammenzukommen pflegte. Und da es gewöhnt ist, als Opfer für die Dämonen viele Stiere zu töten, soll ihnen auch in dieser Beziehung eine Festlichkeit gestattet sein, jedoch in anderer Form. Am Tage der Kirchweihe oder an dem Feste der heiligen Märtyrer, deren Reliquien dort beigesetzt werden, mögen sie sich um die aus heidnischen Tempeln umgewandelten Kirchen Zelte aus Baumzweigen machen und in frommer Gemeinschaft ein Festmahl veranstalten;⁴¹ die Tiere sollen

⁴¹ Wer denkt hier nicht an den «puschegn-pulein», an das Füllennachtmahl!

sie nicht dem Teufel opfern, sondern zum Lobe Gottes verzehren und dann dem Spender aller Gaben Dank sagen, damit, wenn ihnen einige äußere Freuden gelassen werden, sie sich um so leichter den inneren Freuden beigesellen. Denn, harten Herzen auf einmal alles abzuschneiden, ist ohne Zweifel unmöglich. Wer einen hohen Berg besteigen will, kommt nur mit langsamen Schritten, nicht mit Sprüngen hinauf.

Diese klassische Erklärung des großen Papstes zum Volkstum der heidnischen Völkerschaften erinnert uns daran, daß der Duft ehemaliger ‚Convivia‘ sich noch im französischen Worte ‚pardon‘ und im rätoromanischen ‚pardonanza‘ kundet. Diese Namen zeigen an, wie man die Götzenmahlzeiten christianisierte, indem man sie zu Ablassfesttagen machte. Im rätoromanischen Ausdruck ist man inzwischen soweit ins Weltliche hinabgerutscht, daß bei Benützung des Wortes nur mehr die Mahlzeit darunter verstanden wird. Immerhin erfolgen die Einladungen noch heute erst nach vollendetem Gottesdienst, nur an Auswärtige, und wenn die Gäste in Prozession ins Dorf kommen, würde niemand wagen, sich einladen zu lassen, der nicht die Prozession mitgemacht hätte . . .»⁴²

Diesen klaren, aufschlußreichen Worten habe ich nur noch die vielleicht nicht unwesentliche Bemerkung beizufügen, daß die Vornahme des Füllenopfers und des Füllennachtmahls erst *nach* dem Rosenkranz und Aveläuten durchgeführt werden durfte!

Ich bin fest überzeugt, daß das uralte Füllenopfer der Rätoromanen nur dank dieser milden und klugen Einstellung der christlichen Frühkirche gegenüber der ungefährlichen Volkstradition des Heidentums so viele Jahrhunderte, wenn nicht ein Jahrtausend, sich erhalten konnte. Und wenn das Füllenopfer auch vor ungefähr 170 Jahren auf ausdrücklichen Wunsch der Geistlichkeit und auf Befehl der Gemeindeobrigkeiten verschwinden mußte, so war dies vielleicht verständlich, nicht aber notwendig. Denn wer möchte heute wünschen, daß das uralte, «heidnische» Scheibenwerfen,⁴³ das noch Jahr für Jahr in Danis und Unter vaz von der Dorfjugend ausgeführt wird, ebenfalls abgeschafft werde?

Da wir aber wissen, daß Verbote gegen tiefeingewurzelte Brauchtümer niemals viel genützt haben, ist es nicht ausgeschlossen, daß der Brauch des Füllenopfers eher darum unterging, weil in den oberen Gemeinden der Surselva gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Pferdezucht

⁴² Vgl. Mgr. Dr. Christianus Caminada, *Zeitseelsorge und Volkstum*, S. 5 ff.

⁴³ Vgl. Dr. Gian Caduff, *Die Knabenschaften Graubündens*, S. 135—145.

mehr und mehr zurückging. So hätte also nicht nur der Bär «das Verdienst», dem allerliebsten Füllen den Todesstoß gegeben zu haben, sondern auch das Fehlen von Stuten.⁴⁴

⁴⁴ Vgl. Dr. Guglielm Gadola, «Ischi» XXXIII, S. 114 ff.: «Il far giu la cavalla», wo der Verfasser dieser Studie auch «das Stutenopfer» und ähnliche Brauchtümer aus dem Bündner Oberland behandelt hat.

DURCH DIE SCHRIFT UND DEN
BÜCHERDRUCK HATE EIGENTLICH
DER MENSCHLICHE GEIST ERST
DIE WELT EROBERT ADALBERT STIFTER

Gute Druckarbeiten

IN EINFACHER BIS ANSPRUCHSVOLLER AUSFÜHRUNG DURCH



BISCHOFBERGER & CO. CHUR

BUCHDRUCKEREI UNTERTOR